

Ein Buch ist kein Händedruck

Nachbetrachtungen zu Bill Clintons ›Mein Leben‹

Eine Freundin erzählte mir vor kurzen eine Anekdote zum Berlin-Besuch Bill Clintons. Clinton hatte in einer großen Buchhandlung eine Lesung aus seiner Autobiographie *My Life* gegeben, es herrschte der erwartete Andrang, ohne vorbestellte Karten waren die Chancen, Einlaß zu finden, minimal. Auch meine Bekannte gehörte zu den Glücklosen. Am Abend nach der Lesung aber saß sie in einem Restaurant. Dort hörte sie mit, daß es die Frau am Nebentisch offensichtlich besser gemacht hatte. Ja, diese Frau hatte Karten vorbestellt, und ja, sie hatte die Zeit während der Lesung genutzt, sich Clinton aus der Nähe anzuschauen. So beschrieb sie ihn, als habe sie eine Reihe Schnappschüsse vor sich: Um die Augen habe er Fältchen, die nicht nur über die Wangen ragten, sondern bis auf die Augenlider reichten. Seine dunklen Lederslipper hätte ein deutscher Ex-Kanzler nie getragen, und das Stoffarmbändchen um das linke Handgelenk hätte den Staatsmann Clinton wie einen Schuljungen aussehen lassen, jedenfalls am Handgelenk. Schließlich erreichte die Frau, die von meiner Bekannten im Restaurant belauscht wurde, den Höhepunkt ihrer Geschichte: »Und dann kam der Moment«, habe sie gesagt, »als er meine Hand drückte«. Ja, und? Was für ein Moment war das? Nun, der Moment war ... der Moment, in dem der Moment, na ja, eben der Moment war.

Dieser Moment ist die Endstation. Man könnte ihn wohl als auratisch im Sinne Walter Benjamins (1977: 15) verstehen – »als einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie auch

sein mag«. Und vielleicht war die Berührung somit im gesteigerten Sinne pornographisch. In dem Sinne nämlich, daß die Berührung *des einen* Körpers am Ende nichts weiter war als die Berührung *irgendeines* Körpers. Womit der Händedruck, in dem er das Versprechen der absoluten Nähe einlösen wollte, sein Gegenteil erreichte. Ähnlich also, wie es Slavoj Žižek (2002: 51) über die Pornographie sagte:

Paradoxerweise geht sie beim Überschreiten der Grenze immer zu weit und verfehlt das, was in einer ›normalen‹, nicht-pornographischen Liebesszene verborgen bleibt.

Den Händedruck zwischen Bill Clinton und seinen Fans mit Pornographie in Zusammenhang zu bringen, mag als weit hergeholt erscheinen. Dabei geht die Assoziation noch nicht einmal weit genug. Eher hat es mit dem Wunsch des Freiers zu tun: für einen Moment den Körper des Unerreichbaren erreichen, für ein eigentlich zu hohes, aber gerade noch verkraftbares Entgelt. Auch wenn dabei – und wahrscheinlich rührt daher die Sprachlosigkeit – alles, was den Körper unerreichbar machte, verloren geht. Es reicht nicht, auf die Erfahrung des Händedrucks zu sagen: Bill Clinton hat eine ganze normale Hand, er ist ein ganz normaler Mensch. Denn er wird ja erst im Moment des Händedrucks normal, rauscht in sekundenschnelle durch den Desublimierungskanal. Und macht doch, direkt nach diesem Absturz, eine Kehrtwende, zurück durch

den Kanal, in die entgegengesetzte Richtung. Ein Körper, der alles verspricht, nichts einhält, und doch die Sprache verschlägt.

Vielleicht muß man mit dem Körper beginnen, um sich der ebenso kurzen wie schwierigen Frage anzunähern: Warum wollen so viele Menschen eine Autobiographie wie *Mein Leben* lesen? Und wenn nicht lesen, dann doch zumindest besitzen: Die englischsprachige Startauflage lag bei 1,5 Millionen, zwei Millionen Vorbestellungen gab es allein in den USA, bei einem Stückpreis von 35 Dollar. Dahinter verbergen sich weitere Fragen, und sie beschäftigen uns weiter, auch wenn sich der Medienrummel schon nach wenigen Wochen anderen Themen zugewandt hat. Es sind die Fragen nach der heutigen Bedeutung des Einzelnen, und zwar im doppelten Sinne: nach dem Stellenwert des Individuums genauso wie danach, was das denn bitte schön sein möge, dieses Individuum? Natürlich geht es dabei nicht um irgendein gewöhnliches Individuum – so ein Clinton, das ist zumindest ein Exempel, wenn auch keine Ausnahme. Und schließlich: Es stellen sich Fragen, die zu tun haben mit dem Zusammenhang zwischen einer Anekdote aus zweiter Hand, die immer weiter erzählt wird, bis sie schließlich in einem Essay landet, und einem Buch, das es darauf anlegt, die erste Hand, aus der die Informationen stammen, wörtlich zu nehmen.

Nun ist es ja nicht so, daß Clintons Autobiographie an sich schon außergewöhnlich wäre. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges haben alle Regierungschefs der USA, Frankreichs, Großbritanniens sowie (West)deutschlands Memoiren veröffentlicht. Manch einer, wie Harry S. Truman, brauchte zwei dicke Bände für seine Memoiren (er gebrauchte das Wort im engeren Sinne, als Abhandlung über seine Erlebnisse als Person des öffentlichen Lebens). Und weil, wer auch immer, das Bedürfnis verspürte, nun auch noch die privaten An- und Einsichten des Präsidenten zu erfahren, verfaßte Truman außerdem eine Autobiographie, für die er und sein Ghostwriter und Herausgeber Robert Ferrell gerade mal 121 Seiten benötigten.

Dienten Truman, der nach Atombombenabwürfen, einem festgefahrenen Krieg in Korea und der ständigen Hetze McCarthys 1952 lieber gar nicht mehr zur Wiederwahl antrat, dienten ihm also Autobiographien und Memoiren als Instrumente der Rechtfertigung, traf das erst recht auf Richard Nixon zu. Nach der Watergate-Affaire und dem Vietnam-Debakel baute er eine ganze Nixon-Industrie auf, die mindestens fünf autobiographische Bücher produzierte, seine politischen Kommentare in Buchlänge nicht mitgezählt. George W. Bush wiederum veröffentlichte bereits vor seiner Präsidentschaft die Autobiographie *A Charge to Keep*, in der er viel von seinem Vater und wenig von seinen Kokain-Eskapaden zu College-Zeiten zu berichten wußte. Auch ist das Genre der politischen Autobiographie keinesfalls ein modernes. Lange bevor Augustinus vor rund 1600 Jahren mit seinen *Bekenntnissen* zum ersten Mal ein individuelles Innenleben schilderte, pflegten Politiker ihre Taten zu rechtfertigen – ob das die *Commentarii* und *Res Gestae* von Caesar und Augustus waren, die Tagebücher der Generäle von Alexander des Großen, die den Auftrag erhielten, die Triumphe ihres Anführers zu verzeichnen oder ob es sich um die Grabinschriften der Pharaonen in den Pyramiden handelte.

Und doch, Clintons Buch nimmt eine Sonderstellung ein: wegen der Beschwörung nämlich, er ganz allein habe die 957 Seiten geschrieben. Fast erinnern seine Beteuerungen an die autobiographischen Erzählungen befreiter Sklaven in den USA, in deren Vorwort sich stets ein weißer Herausgeber dafür verbürgte, daß der Freigekommene den Text wirklich selbst geschrieben habe und daß zudem alles Beschriebene wahr sei. Doch für eine politische Autobiographie, zumal im Zeitalter des Ghostwriters, bleibt Clintons Beharren ein Kuriosum. Als die Pressekampagne längst lief und immer mehr Journalisten nach Rezensionsexemplaren fragten, war zu hören, Clinton – und genau das war natürlich wesentlicher Teil dieser Kampagne – habe den Text noch immer nicht zu Ende gebracht. Er schreibe Tag und Nacht,

oftmals in einer Scheune, in der er sich auch einen Fitnessraum eingerichtet habe. Und er schicke die Seiten nach und nach an die Lektoren seines Verlagshauses Knopf. Nicht etwa per E-Mail, nein, per Post – Clinton habe das Manuskript in *longhand*, also handschriftlich, verfaßt. Und er habe nebenbei, so merkte ein Journalist im *New York Magazine* an, in seinem Fitnessraum endlich seinen Körper in Form gebracht. Schreiben und Fitness, bei Clinton hat das wenig mit der metaphysischen Trennung von Leib und Seele zu tun, denn seine Seele ist offensichtlich untrennbar verknüpft mit der Leibesübung der ersten Hand. Zwar heißt es, Clinton habe einigen Vertrauten einzelne Kapitel oder, wie im Falle seiner Frau und seiner Tochter, auch das ganze Manuskript zu lesen gegeben; zwar ist bekannt, daß der ehemalige Chefredakteur des *New Yorker*, Robert Gottlieb, ihm beratend zur Seite stand, genauso wie der Historiker und Pulitzer-Preisträger Taylor Branch und Clintons ehemaliger Redenschreiber und heutige Professor für Amerikanistik, Ted Widmer. Doch: Geschrieben hat alleine Bill Clinton, auf Papier, mit einem Stift, der ihm viele wunde Stellen verpaßt haben muß, vielleicht sogar ein Überbein am Zeigefinger, der im englischen *index finger* heißt. Ein indexikalisches Zeichen hätte der amerikanischen Philosoph Charles Sanders Peirce solch ein Mark am Finger genannt. Ob man das Zeichen lesen konnte, beim Händedruck?

Hier sind wir hier angekommen an der Sollbruchstelle des autobiographierten Körpers. Den Zeigefinger als Index zu lesen heißt schließlich, ihn zu spüren. Wie aber spürt man den Index im Text? Mit anderen Worten: Wenn die Autobiographie Clintons so gut funktioniert, weil sie ein Ersatz-Händedruck ist – sie ist das Produkt seines Körpers, und wenn schon zeichenhaft vermittelt, dann immerhin durch seinen mit Schwielen gravierten Index –, wie erschreibt sich Clinton dann diesen Händedruck-Effekt im Text?

Konsens dürfte heute sein, was die Literaturwissenschaftler in den letzten Jahrzehnten mit so viel Eifer am Genre der autobio-

graphie herausgekehrt haben: daß, wenn das Subjekt mausetot ist, auch der autobiographische Autor mit seiner unvergleichlichen Autorität – gewonnen aus der Personalunion von Autor, Erzähler und Protagonist – von uns gegangen ist. Die Perspektive des Schreibenden auf das Geschehen mag einzigartig sein; einen privilegierten Zugang zur Wahrheit eröffnet sie nicht. Womit auch gesagt wäre, daß die Trennlinie zwischen Wahrheit und Fiktion eine ungefähre ist. Man würde sich leicht darauf einigen, daß Clinton lügt, wenn er die Rechtfertigung vorbrächte, er sei schließlich mit Monica Lewinsky verheiratet gewesen. Ob aber seine Darstellung des Lewinsky-Skandals näher an der Wahrheit liegt als die seiner Gegner? Die wütenden Reaktionen – der Dichter und radikale Polemiker Sam Hamod (2004) schrieb in seiner Rezension auf der Website des Fernsehsenders *Al-Jazeera*, Clinton sei »ein Mann voll der Lügen, der Selbstverherrlichung und unendlicher amoralischer Ambition« – diese Reaktionen machen bereits jeglichen Anspruch auf Autorität zunichte. Und was für das Politische gilt, gilt ebenso fürs Private. Die quälende Länge von 957 Seiten, voll gestopft mit unwichtigen Details, hat zwar den Zweck zu zeigen, wie gut sich Clinton an sein Leben erinnert, wie verlässlich also seine Aussagen sind. Doch wenn er als Beweis seine Tagebuchaufzeichnungen zitiert, tut er sich keinen Gefallen: Statt einfach das fragliche Detail zu beweisen, reißt der Beweis alles Nicht-Dokumentierte in den Abgrund des Zweifels. Warum sonst sollte der Beweis überhaupt nötig sein? Clinton mag sein Innerstes besser kennen als jeder andere. Nur: Wie soll man der kränkenden Behauptung Freuds entgegenreten, der Mensch sei nicht Herr im eigenen Haus, wenn man noch nicht einmal der eigenen Erinnerung trauen kann? (Wobei Clinton in den Danksagungen sogar zugibt, seine Researcher hätten immer wieder feststellen müssen, daß sein Gedächtnis nicht perfekt sei). Ganz abgesehen davon, daß Tagebucheinträge als Beweis gar nicht taugen können – sie sind schließlich prinzipiell unüberprüfbar, das Unzugänglich-

Private bleibt an ihnen haften, selbst wenn sie veröffentlicht werden. Ein etwas billiger Trick also, den auch Nixon mit einer besonders paradoxen Drehung anzuwenden versuchte, als er sich in seinen Memoiren mit fingierten Tagebucheinträgen aus der Watergate-Affaire ziehen wollte, obwohl zum damaligen Zeitpunkt bereits objektiv nachprüfbar Tonbänder veröffentlicht waren, die diese vermeintlichen Tagebuchpassagen widerlegten.

So etwas hätte sich Clinton wohl nicht geleistet. Allerdings: Auch ihm gerät das Erinnern außer Kontrolle, wenn seine Geschichte seine vorigen Geschichten widerruft. So schreibt er in *Mein Leben*, daß er sich mit Lewinsky 1995 während der kurzfristigen Schließung der Regierungsgebäude traf, wo er eine »unangebrachte Begegnung« mit ihr hatte. Was er nicht sagt: Er hatte vor und während des Amtsenthebungsverfahrens vehement darauf bestanden, sich erst 1996 mit ihr getroffen zu haben – als Lewinsky bereits von der Praktikantin zur Mitarbeiterin aufgestiegen war. Daß in Lewinskys Version die ersten Treffen bereits 1995 stattgefunden hatten, war damals einer der Gründe für das Amtsenthebungsverfahren gewesen. Denn Clinton kam durch die Abweichung in den Verdacht des Meineids. Und hat ihn nun nachträglich zugegeben, scheinbar ohne es zu merken. Ein Ausrutscher? Die heimliche Macht des schlechten Gewissens? Oder doch Absicht?

Natürlich ist der Mann nicht naiv, auch was die Strategien des Literarischen angeht. Clinton (2004: 3, 957) will gar nicht verheimlichen, daß die Erzählung seines Lebens genau das ist: eine Erzählung. »It sure is a good story«, schreibt er am Ende des Prologs, und im allerletzten Satz des Buchs nimmt er diesen Faden wieder auf: »As I said, I think it's a good story, and I've had a good time telling it.« Der Erzähler ist nicht etwa ein Berichterstatter, einer, der etwas Existierendes darlegt, es repräsentiert. Clinton, wie jeder Erzähler, erschafft das, was er erzählt. Das bedeutet nicht, daß er dem Leser Lügen aufischt. Doch allein die notwendige Ent-

scheidung der Auswahl, der Ausschmückung und der Reihenfolge seiner Erlebnisse kann keinen Zweifel daran lassen, daß es sich hier um kein mimetisches Abbild seines Lebens handeln kann. Hinzu kommt, daß selbst die Referenzpunkte in seinem Leben nichts anderes sind als Erzählungen. Der Autobiograph bezieht sich schließlich nicht so sehr auf eine gegebene Objektivität wie auf seine Erinnerung, die sich selbst aus narrativen Sinnzusammenhängen zusammensetzt.

Doch dieser radikale Konstruktcharakter gefährdet das Index-Gefühl des Textes. Womit wir wieder bei der Pornographie wären. Das Verwirrspiel der Aura, in dem Nähe und Ferne für einen Augenblick zusammenzufallen scheinen, um sich sogleich voneinander zu trennen, dieses Spiel, das sich im Händedruck auf körperlicher Ebene abspielt, muß sich im Text verdoppeln. Clinton psychologisiert, ja pathologisiert dieses Zusammenspiel, wenn er leitmotivartig von seiner inneren Zerrissenheit spricht, von den Parallelwelten, in denen er gefangen sei und die er nicht miteinander in Einklang bringen konnte – bis zum Schluß des Buches. Diese parallelen Welten sind nichts anderes als die Trennung zwischen Öffentlichem und Privatem, eine Trennung, ohne die die bürgerliche Gesellschaft der letzten zweihundert Jahre nicht denkbar wäre. Das Versprechen der Nähe heißt hier: Ich werde das Innerste meiner selbst öffentlich machen, ich werde es eigenhändig aufschreiben, und das Geschriebene aus erster Hand zu lesen wird nicht anders sein, als diese Hand zu schütteln. Genau das ist die Legitimation des Buches. Auch die Gefahr hinter diesem Versprechen ist vertraut: Würde das Private in seiner Offenlegung wirklich erreicht, hätte das Buch mit der Berufung auf seine Legitimation diese Legitimation abgeschafft.

Doch so frustrierend diese Sisyphos-Arbeit des Authentischen auch sein mag, es muß weitergehen, immer weiter, und einzig der Konstruktcharakter droht, ihr das Handwerk zu legen. Weswegen Clinton das Erzählen von Geschichten umdefinieren muß. Den eigentlichen Sinn seiner politi-

sehen Arbeit habe er stets darin gesehen, den Menschen bessere Geschichten zu ermöglichen, schreibt er. Genauso formuliert er es im Original – *better stories*. Dabei tauscht er heimlich die Bedeutung des Wortes ›Geschichte‹ aus. Was im Vor- und Nachwort so viel wie ›Erzählung‹ heißt, bedeutet nun ›Lebensgeschichte‹. Denn er meint hier natürlich nicht: Politik bewirkt, daß Menschen spannender erzählen. Vielmehr kann Politik kann nur den Inhalt einer Lebensgeschichte verändern. Dann aber ist die Geschichte das Leben selbst und erzählt werden kann sie nur, weil es Privates gibt, von dem bisher niemand wußte. Eine solche Geschichte ist das Gegenteil eines Konstruktes. Und in der Tat, genauso wird wohl Clintons Geschichte von den meisten Lesern verstanden. Zumindest, wenn man Bob Wietrak, dem Vizepräsidenten der Merchandising-Abteilung bei Barnes & Noble, Glauben schenkt. Er hat erklärt, daß Rezensionen die Verkaufszahlen in keiner Weise beeinflussen könnten. »Die Menschen kaufen dieses Buch, weil sie wissen wollen, was er sagt, nicht, wie er es sagt« (CNN.com).

Daß Clinton hin- und herschwankt zwischen Ansprüchen auf Repräsentation und Performanz hat nicht so sehr damit zu tun, daß die Vorstellung, eine Autobiographie sei nun mal eine Selbstinszenierung, zu revolutionär wäre für den breiten Markt. Mag sein, daß die Autobiographie immer dann in Verruf gerät, wenn sie als Selbstinszenierung entlarvt wird. Doch daß in ihr das Selbst erst entworfen werden muß, und daß dies im Text mitreflektiert wird, hat selbst Tradition. Benjamin Franklins Autobiographie – das wohl berühmteste amerikanische Werk dieses Genres – ist voll von Hinweisen auf die literarischen Techniken, mit denen das, was eigentlich bereits bestehen soll, erst hervorgebracht wird. Franklin, der in vier Teilen die Geschichte vom Druckerlehrling zum Staatsmann entwirft, beschreibt die Erfolgsgeschichte des Selfmademan, doch dieser Selfmademan ist ein doppelter: der, der beschrieben wird, und der, der erschrieben wird. Mit einer Wendung der Soziologen

Paul Leinberger und Bruce Tucker könnte man auch sagen: Hier treffen Self-Made-Man und Man-Made-Self aufeinander. Franklin überakzentuierte etwa den Kontrast zwischen dem alten und dem jungen Franklin, in dem er seine Autobiographie in den Rahmen eines Briefes steckte, geschrieben vom weisen alten Mann an seinen jungen Sohn William (der in Wirklichkeit selbst bereits erwachsen war). Auch machte er auf die Paradoxie des Selbstentwurfs aufmerksam – wer seine Identität selbst bestimmen will, kann diese auch aufgeben oder auswechseln. Deshalb tauscht er in der autobiographischen Version seines Lebens mit seinem Jugendfreund Ralph mehrmals den Namen, manchmal auch die Frau.

Doch weil bei Franklin wie bei Clinton die Inszenierung mit einschließt, sich als Exempel zu setzen, dürfen die Hinweise auf die Inszenierung nie die Oberhand gewinnen. Das ergibt sich aus der Natur des Beispiels, und es ist verstärkt der Fall in Demokratien, in denen der Politiker, ob nun direkt vom Volk gewählt oder vom Parlament, das Volk repräsentiert. Er ist somit ein Beispiel, das man in der Mengenlehre als ›ausschließende Einschließung‹ definiert. Das Beispiel gilt nicht als Normalfall, weil es mit dem Normalfall identisch ist und weil es diese Identität, wie Giorgio Agamben (2002: 32) es formuliert, zur Schau stellt. Es wird also gerade in der Demonstration seiner Einschließung aus der Menge herausgelöst. Ob Franklin oder Clinton, beide sind mit dem gemeinen Mann zumindest theoretisch identisch – sie dienen für ihn als Vorbild. Doch gerade daraus ergibt sich die Spaltung zwischen ihnen und jenem gemeinen Mann, die dann überbrückt werden soll.

Wenn aber die Struktur des Beispiels der Grund ist, warum sich in der Demokratie der politische Führer in der Doppelzüngigkeit des Privaten und des Öffentlichen verstrickt, läßt sich daraus ableiten, daß das Enthüllen des Privaten in Wirklichkeit nichts zu tun hat mit einer größeren Nähe des beispielhaften Individuums zum Volk. Denn das Private öffentlich zu machen, scheint dar-

an zu scheitern, daß man erwartet, damit auch das Beispielhafte nivellieren zu können. Doch das Gegenteil ist der Fall: Das Beispiel entfernt sich immer weiter von der Menge, je ausführlicher es seine Identität verkündet. Und diese Identität, das ist die Crux, speist sich gerade nicht aus ihrer Einzigartigkeit. Vielmehr strebt diese exemplarische Identität nach Gleichheit, nach trügerischer, auratischer Nähe.

Wohl deswegen ersticken Autobiographien ihre Leser unter einer lähmenden Gleichförmigkeit. Johanna Adorján hat das vor kurzem in einer Polemik in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* treffend beschrieben:

Da sich die Zahl der Biographien und Autobiographien, die auf den Markt kommen, nahezu stündlich verdoppelt, wird einem langsam ganz schwindelig angesichts all dieser Kindheiten, die sich da vor einem auf tun und die alle so ähnlich sind, so verwechselbar – und letztlich nichtssagend.

In der Tat, wenn man es nicht gerade mit Adorjáns Gegenbeispiel, Robert Gernhardt, zu tun hat – bei ihm heißt es: »Ich hatte eine sehr schwere Kindheit. Ich bin praktisch ohne Zähne auf die Welt gekommen und war die ersten Jahre so gut wie infantil« –, bleiben die beschriebenen Kindheiten so gut wie austauschbar. Das gilt selbst noch für die Kausalketten, mit denen man die Kindheits-erinnerungen begründet. Adorján (2004): »Es läßt sich ja, das ist das Tolle, so gut wie alles mit jeder Kindheit erklären.«

Und dennoch übersieht die Autorin die Bedeutung, die die Kindheit gerade in Clintons Fall spielt. Es geht ja nicht darum, ob das Aufwachsen in einer Alkoholikerfamilie wirklich etwas auszusagen vermag über Clinton. Entscheidend ist vielmehr, auf welche Art und Weise dieser Familienhintergrund für eine Erklärung herangezogen wird. In *Mein Leben*, wie gesagt, muß er herhalten als Begründung für die beiden Parallelwelten, das Innen und das Außen. Daß als Herleitung

dieser schmerzhaften Trennung von öffentlichem und privatem Selbst gerade der zerstörende Alkoholismus des Stiefvaters dient, ist alles andere als nichts sagend. Denn das Kranke des Alkoholikers steckt an, so daß auch die Trennung als Krankheit erscheint. Um diese Krankheit zu heilen, muß Clinton beweisen, daß er die Spaltung von innen und außen überwinden kann. Und dazu dient das Buch, denn hier kann er – indem er scheinbar alles offen legt –, sein Innen nach außen stülpen. Doch dahinter lauert ein Paradox: Clinton enthüllt gar nicht sein Innerstes, um seine Spaltung zu heilen. Die persönlichste Einsicht, die er gewährt, ist bereits die seiner Spaltung. Wahrscheinlich weiß er selbst, wie wenig damit gewonnen wäre, etwas ganz Geheimes bloßzulegen. Statt den wahren, authentischen Kern zu treffen, geht es ihm um das bloße Äußern – und nicht um das, was da geäußert werden könnte. Auch das erklärt, warum *Mein Leben* so lang werden mußte: Clinton geht ganz auf im endlosen Formulieren. In diesem Formulieren selbst fabriziert er seine Identität. Obwohl er also ständig mit dem Verlangen der Leser nach Authentischem spielt, hat er sich doch längst vom romantischen Verständnis von Individualität verabschiedet. Und sich einer entleerten Form der Authentizität zugewandt, in der es so lange um Selbstverwirklichung geht, bis nicht mehr klar ist, was überhaupt noch wirklich ist an diesem Selbst. Die Soziologen Bruce Tucker und Paul Leinberger (1991) schrieben übrigens Anfang der Neunzigerjahre, daß diese Einstellung zum Selbst typisch sei für Clintons Babyboom-Generation. Auch hier spielt Clinton also den Part des Exempels.

Die Figur des Exempels ist aus der amerikanischen Kulturgeschichte natürlich bestens bekannt, auch wenn sie meistens mit ihrem Gegenstück, der Ausnahme, bezeichnet wird. Von amerikanischem Exzeptionalismus ist immer dann die Rede, wenn die Amerikaner mal wieder das auserwählte Volk sein sollen, das keinen geringeren Auftrag hat als die Welt zu retten. John Winthrop predigte es 1630 seinen puritanischen

Glaubensbrüdern noch vor der Ankunft in der Neuen Welt: »For we must consider that we shall be as a City upon a Hill, the eyes of all people are upon us.« Wer hier von einer Ausnahme spricht, muß vergessen haben, daß der ganze Sinn und Zweck dieser Position auf dem Hügel darin bestand, England davon zu überzeugen, wer den wahren Weg zu Gott gefunden hatte. Und auf diesen Weg sollte sich dann auch der Rest der Welt machen. Amerika als Modell also, das allein in seinem Vorbildcharakter eine Ausnahme darstellt, das aber vom Rest der Welt imitiert werden soll, bis nichts übrig bleibt von dem, was Amerika abhebt – außer eben der Vorbildrolle selbst. Womit wir wieder bei der Definition des Beispiels wären: Indem Amerika die Angleichung der Welt an sich selbst anstrebt, setzt es sich deswegen vom Rest der Welt ab, weil es diese Gleichheit zur Schau stellt. Führt man heute ein vermeintliches amerikanisches Sendungsbewußtsein auf den Puritanismus zurück – was wohl einer der gängigsten Gemeinplätze zu Amerika sein dürfte –, so spricht man wieder vom Beispiel, nicht von der Ausnahme. Mit der Sendung wird etwas verschickt, das den Empfänger an den Sender bindet, ihn einen Pakt eingehen läßt, ihn tendenziell angleicht – und ihn trotzdem fernhält vom Sender. »To make the world save for democracy« – der Slogan des amerikanischen Exemplizismus (wie es richtig heißen müßte) – funktioniert letztlich nach der gleichen Logik des Ausschlusses durch Einschließung wie die demokratische Politik-Autobiographie.

Clinton ist sich darüber vollkommen im Klaren. Nach 953 Seiten, mit Beginn des Epilogs, soll sich die Heilkraft seiner Autobiographie endlich entfalten. Doch Clintons Spaltung hatte bis zu diesem Zeitpunkt zwei Seiten – als Exempel, das den gemeinen Mann nie wirklich erreicht, wenn es seine Hand drückt, und als Schnittstelle aus Öffentlichem und Privatem. Deswegen bedeutet für ihn Heilung, auch diese letztere Spaltung zu überwinden. Der Weg dorthin führt zunächst über eine Interpretation der amerikanischen Geschichte, gerafft auf drei

Absätze, mit der therapeutischen Botschaft: »An jedem Wendepunkt haben wir uns für die Einheit und gegen die Spaltung entschieden.« Weil Clinton (2004: 954 f.) als Präsident von der amerikanischen Geschichte einverleibt wird, ist er selbst ein Einheitsstifter, und weil die Einheit gar grenzenlos sein soll, leitet sich seine politische Heilkraft ab aus dem Kampf gegen die innere, persönliche Spaltung:

Weil ich mein Leben lang versucht hatte, meine eigenen parallelen Welten zusammen zu bringen, und weil ich so erzogen wurde, alle Menschen zu schätzen [...] hatte ich das Gefühl, zu wissen wo mein Land stand und wie wir das neue Jahrhundert ansteuern sollten.

So kann endlich zusammenkommen, was zusammen gehört: Nach fast tausendseitiger Verausgabung gewinnt Clinton den Grabenkampf seiner Lebenshälften, und weil diese Hälften aus dem Öffentlichen und dem Privaten bestehen, söhnt er mit seiner eigenen Wiedervereinigung auch das Individuum und die Gesellschaft aus, und das bedeutet: beide finden die gleiche Genesung der Einheit. *Mein Leben* als vereinheitlichende Rekonvaleszenz-Geschichte, die in ihrer Suche nach guter Besserung dem seit Augustinus vorherrschenden Modell der religiös-moralischen Bekehrungsgeschichte ein physisches, verkörperlichtes Gesicht gibt.

Ach, was wäre das für ein Happy End. Wenn nur die verteilte Paradoxie des Exempels nicht wäre. Denn all die Harmonie kann nur gelingen, so lange Clinton den Beispielcharakter immer weiter perpetuiert. Freilich, jetzt, wo er und sein Volk vereint erscheinen, hat das einen unangenehmen Nebeneffekt. Denn jetzt reicht es nicht mehr aus, eine beispielhafte Erfolgsgeschichte zu erzählen, nein: Jetzt, wo wir dachten, er sei über den Berg, müssen wir feststellen, daß er stecken geblieben ist, mitten auf Winthrops Hügel:

Ich glaube, wir sollten weiter daran

arbeiten, Amerika zu einem besseren Modell dafür zu machen, wie die Welt zu funktionieren hat. Und wir sollten die alte Zwangsvorstellung hinter uns lassen, daß unsere Unterschiede wichtiger seien als unsere gemeinsame Humanität. (Clinton 2004:956).

Man ahnt hier, was der sprachlos machende Händedruck im Buchladen mit sich bringt. Was sich wie ein Körper anfühlte, erscheint nach der Lektüre, die so sehr darauf aus ist, den Körper in Buchstaben zu gießen, als viel mehr. Plötzlich bekommt das Exempel etwas Bedrohliches, denn wenn es ihm wirklich gelänge, eine Einheit zwischen Individuum und Gesellschaft zu schaffen und zwischen dem Text und der Tat: Wo wäre dann die Grenze zwischen einem Berliner Händedruck und einer »unangebrachten Begegnung« mit einem Soldaten in Bagdad? Mit anderen Worten: Legt Clintons Einheitstaumel nicht die ebenso weit hergeholte wie ungeheure Vermutung nahe, daß er als verkörpertes Amerika in direkter Beziehung steht zum Krieg im Irak? Es sage jetzt niemand, unter Clinton hätte es den Irak-Krieg nicht gegeben. Sicher, er hat betont, daß Hans Blix bei ihm so viel Zeit bekommen hätte wie dieser für nötig hielt. Doch am Irak-Krieg selbst, daran sei erinnert, hat Clinton wenig bis nichts auszusetzen. Könnte man dann nicht sagen, daß die Strategie von Clintons Buch darauf hinausläuft, daß – zumindest in unseren Köpfen – keine klare Trennung mehr zwischen ihm und einem bewaffneten Soldaten möglich ist; daß der körperliche Kontakt mit beiden ein und derselbe ist?

Beruhigend, daß zwar Handlungen in aller Regel der Rhetorik bedürfen, nicht aber jede Rhetorik auch Handlung ist. So steht ein Buch zwischen Bagdad und Berlin; ein tausend Seiten dickes Medium, das zwar die Hände ermüden läßt beim Lesen – das aber dennoch nie und nimmer ein Händedruck sein wird, sondern höchstens ein vermittelnde Erzählung davon. Doch selbst wenn der Traum in Erfüllung ginge, selbst wenn das Buch zum Körper würde: So ein Händed-

ruck mag noch so viel Nähe versprechen – am Ende ist auch er nur eine Anekdote.

Literatur

- AGAMBEN, Giorgio. 2002. *Homo Sacer*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- ADORJÁN, Johanna: »Schluß mit der Kindheit!«. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 18. Juli 2004, 17.
- BENJAMIN, Walter: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- CLINTON, Bill. 2004. *My Life*. New York: Alfred A. Knopf.
- CNN.COM (Associated Press). 2004. »Critics bored, booksellers buzzed by Clinton book«. <http://www.cnn.com/2004/ALLPOLITICS/06/22/clinton.book.ap>.
- HAMOD, Sam. 2004. »A Critical Review of Bill Clinton's Autobiography«. In: *Al-Jazeera*, 23. Juni, 2004. <http://www.aljazeera.info/Opinion editorials/2004 opinions/June/23 o/A Critical Review of Bill Clinton's Autobiography By Sam Hamod.htm>.
- LEINBERGER, Paul. 1991. Bruce Tucker: *The New Individualists*. New York: Harper Collins.
- ŽIŽEK, Slavoj. 2002. »Der Hitchcocksche Schnitt: Pornographie, Nostalgie, Montage«. In: Žizek u. a. (Hgg.). *Was Sie schon immer über Lacan wissen wollten und Hitchcock nie zu fragen wagten*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.